

Blätter

für

Unterhaltung und Belehrung.

Verlag der Buchdruckerei E. Weidenbach in Dillenburg.

Nr. 31.

Gratis-Beilage zur Zeitung für das Dillthal.

1917.

Frauenrechtlerinnen.

Roman von Margarete Gräfin v. Bünau.

(Fortsetzung.)

Die Klagen über die Behandlung der Frauenrechtlerinnen in den Gefängnissen mehrten sich und erregten nicht nur bei den Anverwandten oder Gesinnungsgenossinnen Empörung, auch aus Publikum und in der Presse wurden viele Stimmen laut, die entrüstet über die Härte der Regierung gegen diese Gefangenen waren.

Muriel war als Lord Syttons Mündel und vor allem durch ihre auffeherregende Tat im Parlament eine in ganz London viel-

besprochene Persönlichkeit. Sie bezog daher, nicht nur das Schicksal der Genossinnen zu teilen, sondern ein Martyrium auf sich zu nehmen, besonders viel Aufsehen erregten ihre Sache dadurch nützen sollte. Nach langen Erwägungen faßte sie den Entschluß, trotz aller Verwehrlungen nochmals eine Eingabe zum Premierminister zu schicken. In Cartion wollte man sich vereinigen und in Einzelabordnungen von je drei Frauen gegen Westminster ziehen. Am achtzehnten November kam der Plan zur Ausführung. Ein Zug von Frauen bewegte sich durch die Straßen Londons. Ernst still, ohne ein Wort zu sprechen, folgten die Frauen ihren Weg.

Nach Ines hatte sich angeschlossen. Sie wollte an Muriels Seite bleiben, doch diese ihr abriet. Die Menge, die bereits an diese Kundgebungen teilgenommen hatte, ließ sie ruhig gehen. Es selten wurde ihnen einmal ein solches Wort zugerufen.

Sie hofften ungehindert das Parlamentsgebäude zu erreichen. Aber als sie die Brücke überschritten und das Parlament Square betraten, verzerrte ihnen eine dichte Kette von Gendarmen in Zivil den Weg.

Mrs. Baker, Muriel und die Frau des Generals forderten mit lauter Stimme freien Durchgang, da sie den Premierminister sprechen wollten.

Ein Hohnlachen der Polizisten, die zu scharfem Vorgehen ermächtigt waren, war die Antwort. „Kehren Sie sofort um!“ schrie der Polizeichef.

„Nein, wir kehren nicht um, sondern verlangen, daß Sie uns unbehindert durchlassen,“ entgegnete Muriel erregt.

Beim jeder anderen Antwort rückten die Schutzleute in zwei und drei Reihen geschlossen vor und drängten die Frauen rücksichtslos zurück.

Dieser Vorgang erregte natürlich das Interesse der Vorübergehenden. Es blieben nur wenige stehen, bald aber strömten von allen Seiten Menschen herbei, die für oder gegen die Frauenabordnungen Partei nahmen.

Ein entsetzliches Durcheinander entwickelte sich. Die Polizisten schoben sich auf die wehrlosen Frauenrechtlerinnen. Viele wurden auf den Boden geworfen, gewaltfam hin und her gerissen. Die gänzlich ungeschulten Zuschauer wollten teils der Polizei, teils den mißhandelten

Frauen beistehen. Laute Empörung und Schmerzensschreie gellten durch die Luft, dazwischen klangen befehlende Rufe, schrilles Pfeifen, Töhlen der halbwüchsigen Bengel, die in dem Durcheinander herumquirlten und alles noch mehr in Verwirrung brachten.

Mit blassen Gesichtern standen viele der Frauen zwischen dem sich am Boden wälzenden Knäuel von Menschen. Auch als die Polizisten sie in brutaler Weise anpackten, ihnen die Arme verdrehten, die Daumen ausrenkten, um sie wehrlos zu machen, gaben sie keinen Laut von sich.

Mehr als hundert Frauen wurden verhaftet. Darunter auch die Vorsitzende und Muriel. Vielen gelang es, in dem Durcheinander zu entkommen.

Ein paar rohe Burschen rafften Steine auf und bewarfen die Polizisten, die das nun den Frauen zur Last legten und sich immer mehr erbitterten. Der Polizeileutnant, dem der Steinwurf den Hut vom Kopf gerissen hatte, wandte sich wütend nach Muriel um und schüttelte sie am Arm.

„Was — mit Steinen werfen wollt ihr verwünschten Weiber auch noch?“ Er stieß Muriel mit der geballten Faust so heftig vor die Brust, daß sie zurücktaumelte. Ein zweiter Faustschlag traf ihre Schläfe. Sie sank um. Ihr todesblaßes Gesicht war mit Blut bedeckt, und über ihren ohnmächtig hinsinkenden Körper stürzte sich ein Knäuel miteinander ringender, schreiender Menschen.

Ines sah aus einiger Entfernung dem gräßlichen Schauspiel zu. Ein schriller Angstschrei brach von ihren Lippen: „Muriel — Muriel!“ Sie wollte zurücklaufen und sich zwischen die tobenden Menschen stürzen, um Muriel zu helfen; aber wie eine undurchdringliche Mauer wälzten sich Polizisten, Beteiligte und Unbeteiligte zwischen sie und das unglückliche Opfer der sinnlos aufgeregten Menge.

„Großer Gott, man tritt sie tot! Man bringt sie um!“ Ines erhob flehend die Hände. „Hilfe — Hilfe!“

„Still! Schreien Sie hier nicht! Sonst verhaftet man uns auch!“ rief eine der Frauenrechtlerinnen, ein noch junges Mädchen, deren Gesicht aschgrau

vor Entsetzen ausah und der es mit unsäglicher Mühe gelungen war, sich mit zerrissenen Kleidern und herunterhängenden Haaren endlich zu befreien. Sie packte Ines am Arm und riß sie mit sich. „Kommen Sie rasch hier herein in diese Seitengasse. Ich habe keine Lust, mich verhaften oder gar totschlagen zu lassen.“

Ines widerstrebte. „Muriel — ich muß wissen, was aus Muriel geworden ist!“ flehte sie. „Lassen Sie mich los!“

Aber die andere hielt sie fest. „Jetzt können Sie ihr doch nicht helfen. Sehen Sie doch nur diesen Auflauf! Und immer kommt noch mehr Polizei heran.“

Ines' Knie zitterten. Sie konnte sich nur mit Mühe bewegen. Willenlos ließ sie sich in eine kleine Leestube schleppen, die in einer abseits gelegenen Seitenstraße lag. Von hier aus sah und hörte man kaum noch etwas von den Szenen, die sich auf dem Parlament Square abspielten.



Fahrbare und zusammenlegbare österreichisch-ungarische Beobachtungsstelle mit Telephon.

Photopresse Kankowsta, Budapest.

„Dieses entsetzliche Wahlrecht! Hätte ich nur nie etwas davon gesehen und gehört!“ schluchzte sie verzweifelt auf. „Ins Elend bringt es uns alle — weiter nichts!“

In dem eisernen Feldbett der schmalen Kerkerzelle, das mit starken Eisenschienen in der Wand eingelassen war, lag Muriel. Unter der gestreiften Wolldecke zeichneten sich die Linien ihrer abgemagerten, vor kurzem noch so kräftig-schönen Gestalt scharf ab.

Vor dem Bett stand die Gefängnis-aufseherin, eine starke Frau mit grauem Haar, das in glatten Scheiteln ihr blühendes Gesicht einrahmte, dessen Ausdruck zwar streng, aber nicht unfreundlich war. In den Händen hielt sie einen Napf mit dampfender Suppe.

„Sie müssen etwas genießen,“ redete sie der Gefangenen zu. „Nur wenige Löffel, Miß. Versuchen Sie es.“

„Nein, ich nehme nichts, Frau Peters. Quälen Sie mich nicht. Sie wissen ja, daß ich die Gefangenenkost nicht anrühre.“

„Seit vier Tagen haben Sie nicht das geringste genossen, Miß! Wollen Sie durchaus sterben?“

„Lieber als charakterlos nachgeben.“

„Dies ist ja gar keine Gefängnis-suppe,“ fuhr Frau Peters in überredendem Ton fort. „Kosten Sie sie doch nur! Ich selbst habe die Suppe gekocht. Gelernte Köchin bin ich und habe Lord Kromer einst den Haushalt stets zur Zufriedenheit geführt. Das Kochen verlernt man nicht. Die Fleischbrühe schmeckt wirklich ausgezeichnet.“

„Und wenn Sie mir Perlen in Wein aufgelöst vorsetzen — ich rühre nichts an.“

„So wird man Sie eben zum Essen zwingen müssen, Miß.“

„Versucht es.“

Muriel drehte den Kopf zur Seite, um die einladenden Dämpfe der Suppe nicht zu riechen.

Die Frau stellte den Napf auf den Tisch. „Miß, ich muß die Ärzte rufen!“ drohte sie.

„Glauben Sie etwa, daß ich mich vor den Ärzten fürchte?“

Die Frau zögerte. Diese Gefangene, die bewußtlos mit gebrochenen Rippen und verrenkten Armen in das Gefängnis eingeliefert worden war, nötigte ihr eine gewisse Hochachtung ab. Mit wahrhaft mütterlicher Teilnahme sah sie diesen prachtvollen jungen Körper dahinschwinden durch den furchtbaren Hungerstreik, den Muriel erdacht und der von den anderen Suffragetten auch sofort nachgeahmt wurde.

Mehrere sehr schwächliche Gefangene hatte man deshalb entlassen müssen, damit sie nicht vor Entkräftung starben. Bei den übrigen wandte man das barbarische Mittel des gewaltsamen Fütterns durch Mund und Nase an, wobei Hände und Füße gefesselt wurden. Bei Muriel hatte man ihres Zustandes wegen bisher davon Abstand genommen. Denn die Ärzte bezeichneten diese Maßregel als geradezu lebensgefährlich. Da aber die Regierung unerbittlich dabei blieb, die Suffragetten nicht zu entlassen, ehe sie nicht vier Wochen bis drei Monate abgefessen hätten, vor allem Muriel Graham, die als Anführerin galt, so sah man sich genötigt, die grausame Prozedur der Zwangsfütterung auch bei ihr vorzunehmen.

Muriel verteidigte sich gegen keine Anklage. Auch zu der Beschuldigung des Steinwerfens schwieg sie, obwohl sie nie einen Stein aufgehoben hatte. Die Bitten von Ines, sich doch darüber zu erklären, wies sie gelassen mit der Begründung ab: „Wenn man als Ganzes mißverstanden wird, so ist es vollkommen überflüssig, einen einzelnen Irrtum aufklären zu wollen.“

Die Regierung hatte sich mit ihren strengen Maßregeln gegen die Suffragetten in eine Sackgasse verrannt, aus der sie selber keinen Ausweg mehr wußte. Das erhöhte natürlich nur die Erbitterung und Härte gegen die einzelne.

In der ersten Zeit ihrer Gefangenschaft durfte Muriel außer dem

Arzt und der Aufseherin niemand sehen. Besuch wurde nicht gelassen. Auch George Sytton, der häufig nach ihr fragte, wies alles Bittens und Drohens nicht brach, beschloß man, Ines, die angelauten kam, vorzulassen, weil man hoffte, daß ihre Gefangene vielleicht doch zum Nachgeben bewegen möchten.

„Jetzt bringe ich Ihnen die blonde junge Dame, die sich jetzt



Wahltreffender eines deutschen Flugzeuges in die Transportmannschaft eines Schiffes in der

Nach einer Wahl Wahl

nach Ihnen erkundigt,“ sagte die Aufseherin. „Aber wenn Sie auch nichts bei Ihnen ausrichtet, Miß, dann wird heute aber Zwangsfütterung geschritten. Ich wollte wirklich, Sie ersparten uns diese Maßregel, Miß.“

Muriel antwortete nicht. Sie hatte die Augen vor Schwere geschlossen und öffnete sie erst wieder, als die Tür aufging und hereingeschlichen kam.

Hinter ihr drehte sich der Schlüssel kreischend im Schloß

uch wurde nie Muriel, meine liebe Muriel!" Ines sank vor dem Bett in die und küßte die magere Hand der Kranken. Nur an den übergroßen schönen Augen, den feingezeichneten Augenbrauen und langen Wimpern war Muriel noch zu erkennen. Das übrige Gesicht war ein scharfer Leidenszug um den Mund, den eingesunkenen Schläfen wie das einer Fremden.

"Was willst du hier?" fragte Muriel mit einer seltsamen Gereiz-

mich elend," entgegnete Muriel ärgerlich. "Begreifst du mich so wenig, daß du glaubst, ich werde einiger Näscherien wegen meinen Entschluß ändern?"

Mit einem Seufzer schob Ines den Tisch weiter fort, um die Freundin nicht zu reizen. Muriel erschien ihr schwer krank und seltsam verändert im Wesen. Nichts von der alten zärtlichen Liebe las sie in den großen, dunklen Augen mit dem starren Blick, eher eine gewisse Abneigung, ja Widerwillen.

"Laß mich in Frieden!" sagte die Kranke erschöpft. "Jetzt wenigstens will ich Ruhe haben. Nachher soll mir mit Gewalt Nahrung zugeführt werden."

Ein Schauer lief über ihren abgezehrten Körper. Sie schloß die Augen und beantwortete keine Frage mehr.

Erst nach langer Zeit sagte sie leise, ohne die schweren Lider zu heben: "Geh nur wieder nach Deutschland, Ines. Dir gefällt es nicht bei uns. Dein Herz hast du in Rotenwalde oder Parchow zurückgelassen."

"O Muriel — nein, mein Herz gehört nur dir."

Die Kranke schüttelte den Kopf. "Melde dich bei Heilwig an und geh zurück!" beharrte sie mit einer leisen Bitterkeit.

"Seit Wochen hat Heilwig meine Briefe nicht mehr beantwortet," entgegnete Ines. "Sie will gewiß jede Verbindung mit mir abbrechen, und wenn sie und Leo erst hören, daß ich bei einem Straßenaufmarsch dabei war und beinahe auch ins Gefängnis gesteckt worden wäre —"

"Dann wärest du in ihren Augen gerichtet?"

"Vermutlich."

"Wie engherzig, wie beschränkt!"

Trotzdem Ines, solange sie in Deutschland war, das selbst unzählige Male gedacht und auch ausgesprochen hatte, ärgerte sie dieses Urteil jetzt doch. Sie verteidigte Leo und seine Schwester so lebhaft, daß Muriel das Thema wechselte.

"Sieh dich bald einmal nach meinen vier Heimarbeiterinnen um," bat sie. "Wie mögen die ohne mich leben? Die arme kranke Lucy und die kleine Kathe! Geh zu ihnen — bitte!"

Ines versprach es. Sie blieb aber noch neben dem Bett sitzen in der öden Zelle. Es war kalt und unheimlich. In dem verblassenden Licht des kurzen Wintertages sah alles noch trostloser aus. Sie fühlte eine wahre Erleichterung, als sie Schritte auf dem steinernen Gang draußen sich der Zellentür nähern hörte.

Gleich darauf drehte sich der Schlüssel im Schloß.

"Jetzt müssen Sie gehen, Miß," befahl die eintretende Aufseherin.

Ines glaubte eine gewisse angstvolle Frage in ihren Blicken zu lesen, als die Frau sich über Muriels Bett beugte und das abgezehrte Handgelenk der Kranken zwischen ihre Finger nahm.

"Der Puls geht sehr schwach, Miß. Wenn Sie jetzt nicht sofort zwei Löffel Beefstea nehmen, hole ich den Arzt."

Ihr Ton klang aber mehr bittend als drohend.

Muriel öffnete weit die Augen. Ein entsetzter, flehender Blick lag darin: "Nein — nein! Haben Sie doch Mitleid!" Ihre Hände faßten nach dem dunklen Wollrock der Frau und hielten sie krampfhaft fest. "Haben Sie Erbarmen, Frau Peters. Lassen Sie mich in Frieden. Diese Nacht wenigstens noch martern Sie mich nicht. Jedes Glied, jeder Nerv tut mir weh."

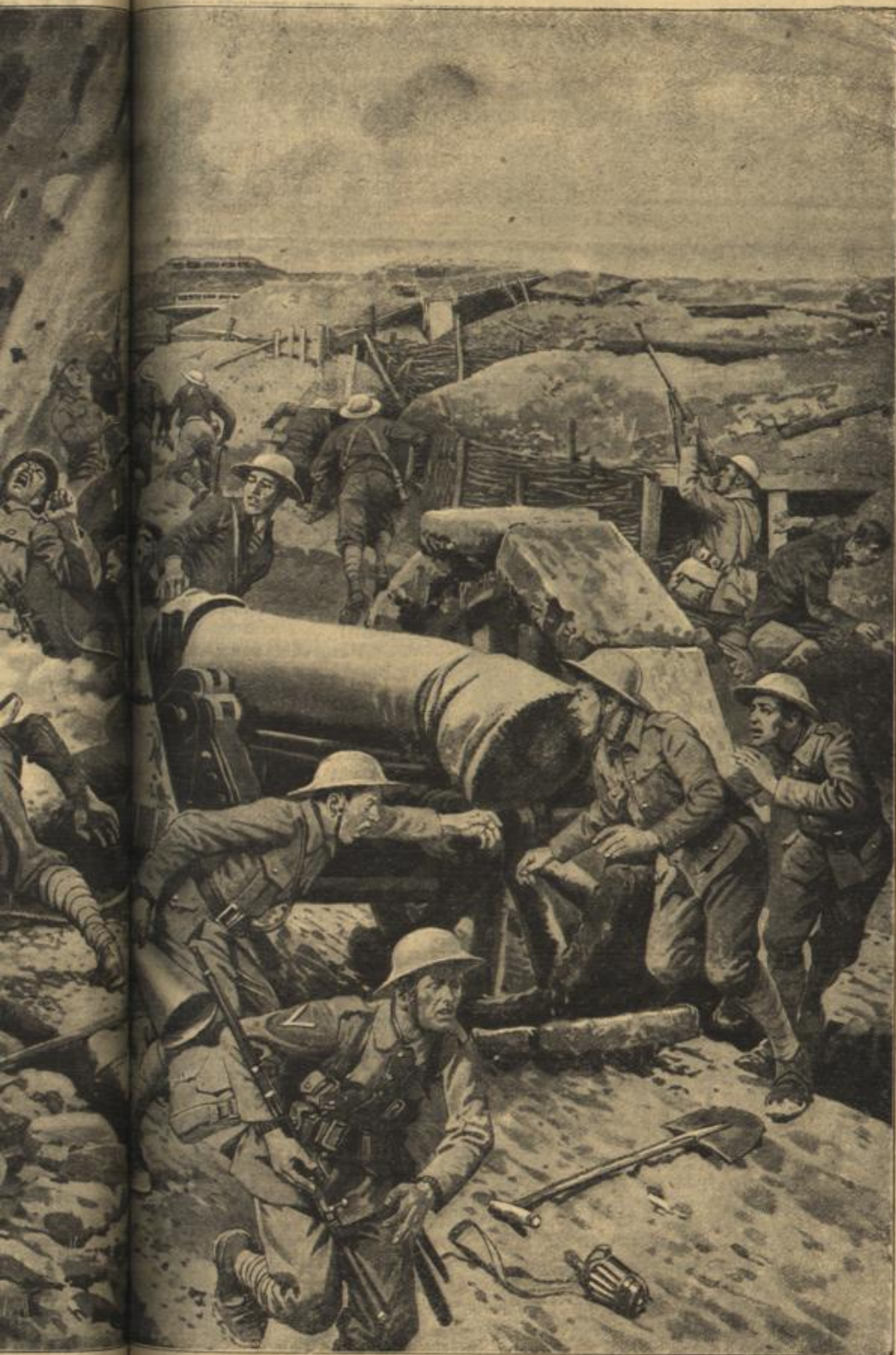
"Kein Wunder! An Ihrem ganzen Körper ist ja kein heiler Fleck von all den Pässen und Fußtritten!" antwortete die Frau. "Haben Sie doch Erbarmen mit sich selbst, Miß — und mit uns! Glauben Sie, daß diese Zwangsfütterungen uns Spaß machen? Aber was sollen wir denn mit Ihnen anfangen?"

"Mich in Frieden sterben lassen."

"Sterben — mit kaum vierundzwanzig Jahren für solche verrückte Sache? Das wäre noch schöner!"

Ines konnte im stillen Frau Peters nur recht geben, wenn sie es auch vor Muriels Ohren nicht zu sagen wagte.

"Verrückt ist unsere Sache nicht, sondern gerecht!" rief Muriel mit einem Anflug ihrer alten Kraft. Sie versuchte sich aufzurichten, sank



chaft eines in der Gegend von Commeccourt. Das Geschützrohr ist mit einem Stoff-

Nach einer

Aber wenn Sie schien gar keine Wiedersehensfreude zu empfinden. Vielleicht zu krank dazu.

"Ich sehe will ich, Muriel. Ich habe dir auch was mitgebracht. Du gewiß nur die gräßliche Kost hier nicht essen, armes Herz." Sie goldgelbes Fleischgelee, zarte Bruststücke von Geflügel und Wein- auf den Tisch, den sie dicht ans Bett rückte. "Muriel, ich be- dich, is etwas!"

Wie kindisch du bist! Nimm das Zeug fort. Der Anblick macht

aber mit einem Stöhnen in die Kissen zurück. Ihr Gesicht wurde grauweiß.

Ines schrie laut auf vor Schreck. „Sie stirbt! — Liebe Frau, helfen Sie ihr doch! — Muriel — Muriel!“

Die Aufseherin zuckte die Achseln. Sie schob ihren Arm unter Muriels Kopf und rieb ihr die Schläfen mit Branntwein. „Ja, sie stirbt uns unter den Händen!“ sagte sie einfach. „Aber was soll man denn machen? Hat sie denn keinen Menschen außer Ihnen, Miß, der sie bewegen könnte, endlich Vernunft anzunehmen?“

„Ich weiß es nicht. Geliebt wird sie von einem Mann, der alles tun würde, um sie zu retten.“

„Wenn Sie seine Adresse wissen, dann schreiben Sie ihm, daß er kommt. Viel Zeit ist nicht mehr zu verlieren.“

Frau Peters warf einen bedeutenden Blick auf das schöne blasser Gesicht, das an ihrer Schulter lag. „Böse und gut zugleich muß man ihr sein.“ Sie strich mit ihrer harten Hand sanft über das glänzende braunschwarze Haar, dann drückte sie kurz zweimal hintereinander auf den Knopf der elektrischen Klingel.

Nach wenigen Minuten trat ein Arzt in die Zelle. Er machte eine kurze Verbeugung vor Ines, die sich in eine Ecke drückte, und wandte sich dann sofort dem Bett zu. Nur einen raschen, scharfen Blick warf er auf die Kranke, die gerade aus ihrer Ohnmacht erwachte und ihn mit trüben, glanzlosen Augen ansah.

„Die Gefangene hat noch immer keine Nahrung zu sich genommen, Aufseherin?“

„Nein, Herr Doktor.“

„Es ist keine Zeit zu verlieren. Binden Sie der Gefangenen Hände und Füße fest. — Oder wollen Sie gutwillig Nahrung zu sich nehmen, Miß Graham?“

„Nein.“

Der Arzt zuckte die Achseln. „Also vorwärts, Frau Peters! Wir haben schon zu lange gezögert. — Was erreichen Sie eigentlich mit Ihrem Eigensinn, Miß Graham? Nichts wie diese höchst unangenehme Quälerei!“

„Ich halte die Rechte der politischen Gefangenen für so heilig, daß ich bereit bin, mich dafür zu opfern. Erweist uns Gerechtigkeit, oder laßt mich im Gefängnis sterben!“ rief Muriel, und eine finstere Entschlossenheit flammte in ihren Augen auf.

Dann biß sie die Zähne fest zusammen und wühlte den Kopf tief in die Kissen, während Frau Peters ihr trotz ihres Sträubens Hände und Füße mit starken Fächern zusammenschnürte.

Was dann weiter geschah, konnte Ines nicht sehen, denn der Arzt und die Aufseherin beugten sich tief über das Bett. Aber ein Schrei gellte plötzlich durch das Zimmer — ein Schrei, der nichts Menschliches mehr an sich hatte in seiner wilden, rasenden Verzweiflung. Ein Stöhnen, Würgen, Röcheln folgte.

Ines drückte ihre Hände gegen die Ohren und stürzte aus der Tür hinaus. Tränen liefen unaufhaltsam über ihr Gesicht.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Bismarck und die Muskettiere. — Am 19. November 1865 traf König Wilhelm in Magdeburg ein, um das neue Offizierskasino des 26. Regiments in Augenschein zu nehmen. Im Gefolge befanden sich verschiedene Prinzen, Feldmarschall Wrangel und ein Major in der Uniform der Halberstädter Kürassiere von herrlicher Gestalt. Nach Besichtigung des Regimentshauses begrüßte der König das auf dem Kasernenhofe aufgestellte Regiment, ging die Fronten ab und ließ dann wegstreten, um die neue Kaserne zu besichtigen.

Nur ein kleines Gefolge, die Vorgesetzten des Regiments und der rechenhafte Kürassiermajor, begleitete dabei den König. Wilhelm I. ging von Stube zu Stube und beschränkte sich keineswegs auf die Besichtigung der Räume; in der einen Stube ließ er sich die Spinde zeigen, in einer anderen das Puzzeug; hier untersuchte er das Kommißbrot, dort die Stiefelsohlen. Hatte er eine

Stube gemustert, dann fragte er jedesmal zum Schluß: „Kommt ihr auch mit eurer Löhnung aus?“ worauf natürlich jedesmal die Antwort erfolgte: „Jawohl, Majestät!“

Der König und sein Gefolge hatten soeben eine Stube verlassen, als der Kürassiermajor war noch zurückgeblieben. Da stellte sich der gewaltige Mann vor die Soldaten, sah sie mit seinen durchdringenden Augen an und fragte: „Kommt ihr wirklich mit eurer Löhnung aus? Wenn ihr Wäsche, Puzzeug, Fußlappen und was ihr sonst noch braucht, bezahlt habt, bleibt euch dann wirklich noch etwas übrig?“ Und als die Leute ganz verbüst nicht antworteten, donnerte er sie förmlich an: „Na, Antwort!“

Nun kamen einige Beherztere von der schüchternen Entgegnung heraus. „Nein, übrig bleiben tut dann nichts fürs Zubrot, da muß man schon was zu Hause was haben.“

„Na, also! Ich gebe mir die größte Mühe, euch mehr Löhnung zu verschaffen, habe den König wiederholt darum gebeten; nun geht er hier von Stube zu Stube, fragt, ob ihr mit eurer Löhnung auskommt, und von allen Stuben heißt es: „Jawohl, Majestät!“ Ihr müßtet als ehrliche Leute doch sagen: „Nein, Majestät, reichen nicht.“ Das wäre die Wahrheit gewesen! Von wem soll der König denn die Wahrheit noch hören, wenn er sie nicht einmal von uns altmärkischen Bauernjungen zu bekommen!“

Dann wandte er sich zur Tür. „Donnerwetter, wer war das?“ fragten sich die Leute.

Ein Berliner Junge wußte es. „Das war ja der Bismarck, unsern König sein erster Minister zu rief er.“

„Dat is äwer en höllischen Kerl, hieß es da. „Dat hätten wir nicht sollen!“

Bürgerstolz von Anno dazumal. Die Bürger einer süddeutschen Stadt trugen einmal im Jahre 1848 dem Staatsminister ihre Beschwerden und Wünsche vor. Doch kamen schlecht bei ihm an, denn der Minister ließ sie ziemlich hart an.

Aber der Sprecher der Abgeordneten ließ sich nicht einschüchtern. Der Minister geriet darüber nur noch mehr in Zorn und verstieg sich zu der maßenden Frage, ob jene wohl wußten, wer er, der Minister, sei, wer sie selbst seien.

Da antwortete der Sprecher in artigstem Tone: „O ja, Excellenz, wissen wir gut: Sie sind Staatsdiener, und wir sind Staatsbürger; wir haben das Recht, Ihnen unsere gerechten Beschwerden vorzutragen, und Ihnen die Pflicht ob, selbigen abzuheften!“

Silbernrätsel.

Es hatten drei Gesellen
Ein sein Kollegium,
Oft freilich gar fröhlich der Becher
Im kleinen Kreise herum.

Da freite ein Mädchen der eine,
Sie brachte mit reichlich an zwei.
Erst heute kam zum Beiräte
Er endlich wieder herbei.

Und feuchend gestand er's den andern:
„An jeder ersten ist zwei
Mein Weib, und beim leisesten Anlaß
Raus außerste eins und zwei!“

Auflösung folgt in Nr. 32.

Homonym.

Mancher denkt: „Ach, wär' ich's doch,
Denn immer bin so klein ich noch!“
Ist er's, denkt er oft voll Pein:
„Ach, warum muß ich's nur sein!“

Auflösung folgt in Nr. 32.

Auflösungen von Nr. 30:

der homonymen Scherze: 1. anziehen, anziehen; 2. gehorcht, gehorcht;
Regen, aufregen;
des Wechselrätsels: Horn, Gohn.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortlicher Redakteur: Stephan Steinlein in Stuttgart.
Druck und Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.